

Noch nie waren wir so frei – oder doch nicht? Zur Aktualität des Freiheitsverständnisses von Erich Fromm

Rainer Funk

Vortrag beim Humpis Montagsforum im Konzertsaal in Ravensburg, 22. Mai 2023

Das Phänomen der Freiheit lässt sich aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten. Im folgenden soll es um die *psychologischen* Voraussetzungen von Freiheit gehen – eine Perspektive, die oft vernachlässigt wird, es sei denn, es geht um krankhafte Formen der Unfreiheit, also der Abhängigkeit – etwa bei Zwangs- oder Suchterkrankungen. Wir alle erleben uns mehr oder weniger frei. Wovon hängt dieses Erleben von Freiheit psychologisch ab? Ich stelle eine These an den Anfang:

Freiheit im psychologischen Sinn ist nur in dem Maße möglich, als ein Mensch von fremden Kräften unabhängig wird und zugleich Fähigkeiten entwickelt, sein Leben aus eigenen körperlichen, geistigen und seelischen Kräften zu gestalten. Diese psychologische Kernthese von Freiheit hat kaum jemand so entschieden und klar vertreten wie der 1980 verstorbene Sozialpsychologe und Psychoanalytiker Erich Fromm. Wie lässt sich diese These begründen?

1. Erich Fromms psychologische Theorie der Freiheit

a) Die besonderen Existenzbedingungen des Menschen

Ausgangspunkt für Fromms psychologische Theorie ist die Frage, was menschliches Erleben und Verhalten bestimmt: Sind hier Triebe, Instinkte, Gene, Transmitter oder Kultur, Erziehung, Umwelt usw. am Werk? Oder beides? Hierzu gibt es Tausende von Antworten. Fromm setzt bei der biologisch besonderen Situation des Menschen an. Diese ist darin zu sehen, dass sein Weltbezug nur noch unzureichend durch genetisch-instinktive und/oder affektive Verhaltensmuster geregelt wird, so dass der Mensch mit Hilfe seiner neuronalen Besonderheiten (nämlich sich selbst zum Gegenstand der Erkenntnis machen zu können und – vor allem – sich Wirklichkeit unabhängig von äußeren und inneren Reizen vorstellen zu können) eigene Formen des Bezogenseins auf die

Umwelt entwickeln muss.

Dies ist denn auch der biologische Ausgangspunkt für die psychologische Frage der Freiheit des Menschen: dass der Mensch – wie alles Leben – nur in Bezogenheit existieren kann, dass er aber eigene Bedürfnisse der Bezogenheit entwickelt und auch eigene Möglichkeiten hat, die Bedürfnisse nach Bezogenheit zu befriedigen (vgl. Fromm 1955a, GA IV, S. 20-50; Fromm 1973a, GA VII, S. 207-229). Nur der Mensch kann ohne Sinn nicht leben. Nur der Mensch droht verrückt zu werden, wenn ihm seine Formen der Bezogenheit streitig gemacht werden – etwa durch Isolationshaft, öffentliche Beschämung, soziale Ächtung und Ehrverlust, durch Verlust der Beheimatung oder durch permanente Entwertungen (vgl. Fromm 1962a, GA IX, S. 119 f.).

Nur der Mensch schafft Kultur, kann Gedichte schreiben, Flugzeuge bauen, im Internet surfen. Und nur der Mensch entwickelt Formen der Destruktivität, die nicht im Dienste des Lebens und Überlebens stehen – etwa die sadistische Grausamkeit oder die Gewaltausübung aus purer Lust am Zerstörerischen. Und nur beim Menschen gibt es gewaltsame Wutausbrüche, wenn das idealisierte Selbstbild infrage gestellt wird (vgl. zu den spezifisch menschlichen Formen der Destruktivität Fromm 1964a und 1973a). Und nur der Mensch kann wissen, was für sein eigenes Gelingen und für das Gemeinwohl förderlich oder schädlich ist und nur er ist zu einer ethischen Reflexion fähig.

Freiheit muss mit dieser besonderen existenziellen Situation des Menschen zu tun haben. Was genauer, wird erst erkennbar, wenn man einen Blick auf jene *neuronalen und psychischen Strukturbildungen* wirft, die unser Denken, Fühlen und Handeln auf weiten Strecken bestimmen.

b) Der Charakter als Verinnerlichung von (individuellen und sozialen) Bezogenheitserfahrungen

Die Neurobiologie und die psychologische Säug-

lings- und Kleinkindforschung (vgl. Dornes 1993; 1997; 2006) haben nachgewiesen, dass es in den ersten Lebensjahren zu neuronalen bzw. psychischen Strukturbildungen kommt, die für das gesamte Leben von entscheidender Bedeutung sind und unser Denken und Fühlen, unsere Vorstellungen und unser Handeln disponieren.

Die Neurobiologie spricht dabei von unterschiedlichen Gedächtnissen bzw. von neuronalen Netzwerken von Synapsenbildungen, die mit den Emotionszentren fest verknüpft sind. Ihre Aufgabe ist es, dass der Mensch sozusagen automatisch auf sich, auf andere, auf eine soziale Gruppe, auf die Wirklichkeit bezogen ist und das menschliche Verhalten von innen her zu disponieren und zu steuern. In der Sprache der Psychoanalyse werden diese neuronalen Strukturbildungen traditionell „Charakterbildungen“ genannt.

Unter Charakterbildung ist also – und ich habe hier mal nur eine positive Entwicklung im Blick – die Ausbildung von inneren Bildern und Repräsentanzen wohlwollender, beständiger und vertrauensvoller Bezogenheitserfahrungen zu verstehen, die ein Urvertrauen in die Wirklichkeit, in andere Menschen und in uns selbst ermöglichen.

Nur weil es solche verinnerlichten Bezogenheitserfahrungen – also Charakterbildungen – gibt, können wir zum Beispiel vertrauen. Aktuelle gegenläufige Erfahrungen können uns zwar in Frage stellen, aber nicht den Boden unter den Füßen wegziehen.¹ Vor allem aber können wir auf Grund solcher innerer Strukturbildungen unabhängig von bevormundenden, beschützenden, bestätigenden oder auch verzweckenden und vereinnahmenden Bezugspersonen aus *eigenem* Antrieb aktiv werden und mit der äußeren Wirklichkeit, mit anderen Menschen und mit uns selbst *eigenständig* in Beziehung treten.²

¹ Es gibt also etwas im Menschen selbst, das ihm Halt und Sicherheit gibt. Diese psychische Strukturbildung auf Grund wiederholt gemachter und deshalb verinnerlichter Bezogenheitserfahrungen wird in der Psychologie das *Selbst* genannt (vgl. Fromm 1941a, GA I, S. 231-240), bei dem nach Fromm die Charakterbildungen eine wichtige Rolle spielen.

² Um uns wertvoll und gut zu fühlen, braucht es deshalb aktuell keines uns bestätigenden Menschen; um jemanden lieben zu können, müssen wir aktuell nicht erst die Erfahrung machen, dass andere uns lieben. Um allein sein zu können, braucht es keine permanente Versicherung, nicht allein gelassen zu sein; um aktiv

Fromm bezeichnet die mit der Charakterbildung einhergehenden psychischen Kompetenzen als jene *Eigenkräfte des Menschen*, die seine Autonomie und Freiheit ermöglichen³. Gemeint ist auf körperlicher Ebene die Fähigkeit zu Bewegung und Kraft, auf mentaler Ebene die Fähigkeiten, selbst denken zu können, eigene Gefühle zu spüren, eigene Vorstellungen und Ideen zu haben, innovativ und kreativ zu sein, eigene Wertvorstellungen zu entwickeln und selbst urteilen und entscheiden zu können.

c) Individueller und Sozialcharakter

Bei den Charakterbildungen, die diese Kompetenzen ermöglichen, lassen sich nach Fromm zwei Arten unterscheiden⁴: Charakterbildungen auf Grund von verinnerlichten Bezogenheitserfahrungen, die nur für diesen speziellen Menschen gelten, bilden den „individuellen Charakter“⁵; Charakterbildungen auf Grund solcher Erfahrungen, die der Einzelne als gesellschaftliches Wesen und auf Grund seiner Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe macht, nennt Fromm „Gesellschafts-“ oder „Sozialcharakter“⁶. Beide Bezogenheitser-

sein zu können, müssen wir nicht erst aktiviert werden. Das Selbst und die Charakterbildungen ermöglichen eine relative Unabhängigkeit von aktuellen Erfahrungen unseres Bezogenseins oder unserer „Weltbeziehung“ (um hier einen Begriff von Hartmut Rosa (2016) aufzunehmen) und stellt psychologisch die Voraussetzung dar, dass es überhaupt so etwas wie Freiheit gibt.

³ Vgl. hierzu die Ausführungen Fromms zur „produktiven Orientierung“ in Fromm 1947a, GA II, S. 56-71.

⁴ Vgl. bei Fromm *Die Furcht vor der Freiheit* (1941a, GA I, S. 379-392 sowie *Jenseits der Illusionen* (1962a, GA IX, S. 85-96).

⁵ Bezogenheitserfahrungen, die nur für einen bestimmten Menschen zutreffen sind etwa die Zugewandtheit oder berufliche Absenz von Vater und/oder Mutter, die Geschwisterposition, ein Krankenhausaufenthalt des Säuglings oder Kleinkinds, Ehestreitigkeiten und Trennung der Eltern, die Nähe einer ganz lieben Oma oder die Erfahrung einer ganz tollen Kita. Alle diese Bezogenheitserfahrungen gelten nur ganz persönlich für diesen bestimmten Menschen und finden ihre innere Repräsentanz im „individuellen Charakter“.

⁶ Weil der Mensch ein soziales Gruppenwesen ist, muss jeder Mensch immer auch das Bedürfnis befriedigen, sich einer sozialen Gruppierung (in kollektiver oder auch in mehr oder weniger stark individualisierter Weise) zugehörig zu fühlen, indem er sich mit bestimmten Mustern des Denkens, Fühlens und Handelns als Anpassungsleistung an das wirtschaftlich, gesellschaftlich und kulturell Geforderte identifiziert. Die Verinnerlichungen solcher Bezogenheitserfahrungen,

fahrungen sind in jedem Individuum unterscheidbar (wenn auch miteinander verwobenen) und in einer spezifischen Charakterbildung als innere Antriebskräfte repräsentiert.

Festzuhalten bleibt: Die psychische Entwicklung zielt darauf ab, dass der Mensch aus eigenen Kräften fähig ist zu denken, zu fühlen, zu urteilen, zu entscheiden, zu fantasieren und interessiert zu sein – und sich nicht ohne Not wieder von fremden Kräften abhängig macht. Ich füge diese Einschränkung hinzu, weil es sehr wohl Menschen gibt, die auf Grund von Krankheit oder Behinderung oder auch auf Grund des Alterns auf fremde Kräfte angewiesen bleiben oder wieder werden.⁷

Und noch eine Erkenntnis ist neurobiologisch untermauert: Was uns von den körperlichen Eigenkräften der Kraftentwicklung und Bewegungsfähigkeit vertraut ist, dass „wer rastet, der rostet“, gilt auf weiten Strecken auch für die mentalen Kompetenzen: Nur in dem Maße, als der Mensch bereit ist, selbst zu denken, eigene Gefühle zu spüren, eigenen Fantasien Raum zu geben und dies auch tatsächlich praktiziert, stehen ihm diese Fähigkeit auch zur Verfügung und atrophieren sie nicht. „Use it or lose it“ heißt es in der Hirnforschung.

Freiheit bedeutet für Fromm also, aus eigenen geistigen, seelischen und körperlichen Kräften zu leben und das Bezogensein auf die Wirklichkeit, auf andere Menschen und auf sich selbst vor allem aus eigenen Kräften und unabhängig von fremden Kräften gestalten zu können.

2. Der Einfluss des Sozialcharakters auf die Freiheitsfähigkeit

Für die hier diskutierte psychologische Begründung von Freiheit interessiert vor allem, ob die

die bereits das kleine Kind über die Eltern als „Agentur der Gesellschaft“ (Fromm 1932a, GA I, S. 42) macht, bilden den Sozialcharakter.

⁷ Auch ist zu unterstreichen: Das Leben aus eigenen Kräften bedeutet sehr wohl, dass man zur Realisierung seines Bezogenseins auf andere Menschen angewiesen ist. Bezogen zu sein, setzt immer Objekte, also ein Anderes voraus. Es ist aber ein großer Unterschied, ob ich jemand anderen brauche, um meine Zuneigung auszudrücken oder ob ich von jemandem abhängig bin und ohne ihn nicht leben kann. Die gleiche Frage wird sich stellen, wenn es um den Gebrauch von digitaler Technik und elektronischen Medien geht: ob ich diese nutze, um meine eigenen Kräfte zu potenzieren oder ob ich die eigenen Kräfte de-aktiviert habe und ohne technisches Verbundensein in eine Krise stürze.

durch die Sozialcharakterbildungen geförderten Strebungen des Denkens, Fühlens und Handelns in den vielen Einzelnen ihrer Freiheitsfähigkeit förderlich sind oder diese eher hemmen.

Wir haben bisher vor allem die kindliche Entwicklung im Auge gehabt, um psychologisch die Freiheitsfähigkeit des Menschen zu begründen. In Wirklichkeit findet der Prozess, dass sich wiederholt gemachte Bezogenheitserfahrungen in Charakterstrukturen verinnerlichen und dann unser Verhalten mitsteuern, ein ganzes Leben lang. Besonders gut sichtbar ist dies bei gesellschaftlich erzeugten Bezogenheitserfahrungen, die auf Grund der wirtschaftlichen, technischen, gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Veränderungen einem Wandel unterworfen sind und sich in unterschiedlichen Sozialcharakter-Orientierungen zeigen.

Für Menschen unserer Generation war dieser Wandel vor allem spürbar, als die bis in die 1960er Jahre hinein dominante autoritäre Orientierung an Kraft verlor. Nun galt es nicht mehr, Autoritäten zu idealisieren und gehorsam und unterwürfig alles zu schlucken und Strafen und Züchtigungen willig hinzunehmen; vielmehr ging es darum, sich selbst zu entwickeln, autonom zu sein, sich so früh wie möglich aus dem Elternhaus in die Freiheit eines eigenen Lebens zu begeben und seines eigenen Glückes Schmied zu sein. Solche großen Veränderungen im „Zeitgeist“ lassen sich psychologisch ganz gut mit Veränderungen beim Sozialcharakter erklären.

Erich Fromm hat im Laufe seines Lebens verschiedene Sozialcharakter-Orientierungen identifiziert, die gesamtgesellschaftlich bedeutsam waren und sie detailliert beschrieben. Am bekanntesten ist der eben angesprochene „autoritäre Charakter“ (Fromm 1936a, 1941a, GA I, S. 300-322). Mit der industriellen Massenproduktion verdrängte eine neue Sozialcharakter-Orientierung zunehmend die autoritäre. Jede Massenproduktion führt zu einem Massenkonsum, so dass der Markt gezielt gesteuert werden muss. Die Frage der Verkaufsstrategie, also des Marketings, wird deshalb immer virulenter, um die eigenen Produkte – aber auch sich selbst – erfolgreich verkaufen zu können.

Dieser von Fromm bereits 1947 beschriebene Marketing-Sozialcharakter (vgl. Fromm 1947a, GA II, S. 47-56; Fromm 1976a, GA II, S. 374-378) ist sicher heute noch immer am stärksten verbreitet. Im Blick auf die eigene Person geht es nicht da-

rum, wer ich bin und was ich tatsächlich kann, sondern wie ich mich zur Darstellung bringen kann, in welche Rollen ich schlüpfen kann und welche Eigenschaften ich mir aneignen kann, um erfolgreich zu sein und zu den Gewinnern zu gehören. Nicht das eigene Sein und Selbst zählt, sondern die Performance und das Echo des Marktes, die Anerkennung durch andere und der erfolgreiche Verkauf einer antrainierten Persönlichkeit. So spannend es wäre, diese am Marketing orientierte Sozialcharakterbildung genauer anzuschauen und ihre Auswirkungen auf das Freiheitserleben zu untersuchen, scheint es mir – gerade vor dem Hintergrund der Freiheitsfähigkeit des gegenwärtigen Menschen – noch interessanter, eine noch neuere Charakterbildung in den Blick zu nehmen.

3. Der ich-orientierte Sozialcharakter

Seit etwa drei Jahrzehnten lässt sich ein neuer Sozialcharakter konstatieren (der 2006 bereits bei knapp 20 % der erwachsenen Bevölkerung in Deutschland nachgewiesen werden konnte⁸), den ich mit Fromms Methode analysiert habe. Ich habe ihn den „ich-orientierten Charakter“ genannt (Funk 2005; 2011; 2018, S. 193-217). Ich-orientierte Menschen wollen zwar meistens auch erfolgreich sein; noch stärker aber bestimmt ihr Denken, Fühlen und Handeln, *kreativ* sein zu wollen und *selbstbestimmt* Wirklichkeit neu und anders herstellen zu wollen, nämlich unabhängig und frei von allen naturalen Vorgaben oder sozialen Maßgaben.

Es geht ihnen um eine Freiheit, die keinerlei „Gesetztes“ („nomos“) akzeptieren will. Es geht ihnen also auch nicht um Autonomie – also um selbst gesetzte Grenzen – anstelle von Heteronomie – also um von anderen gesetzten Grenzen –, sondern um eine grenzenlose und bindungslose Freiheit, um eine im Wortsinne „rücksichtslose“ Freiheit. Ich-Orientierte wollen *verbunden* sein, ohne sich *gebunden* zu erleben.

Ihre Entstehung als Sozialcharakter-Orientierung verdankt sie den Errungenschaften von *digitaler Technik, Vernetzungstechnik und elektronischen Medien*. Sehr vieles, das bisher durch technische, natürliche und soziale Vorgaben begrenzt schien,

⁸ Eine empirische Untersuchung zum ich-orientierten Charakter, die das SIGMA-Institut in Mannheim durchführte (vgl. zusammenfassend Frankenberger 2007), ergab, dass sich bereits 2006 bei knapp 20 Prozent der Erwachsenen in Deutschland dominante Züge dieser Ich-Orientierung nachweisen ließen.

ist auf einmal doch möglich. Die digitale Revolution mit ihren fantastischen Rechen-, Inszenierungs- und Simulationstechniken hat ungeahnte Möglichkeiten eröffnet, Wirklichkeit neu und anders zu schaffen, physisch und virtuell – und eben ohne die bisherige Begrenztheit und Abhängigkeit.

So kommt es zunehmend zur Entwicklung eines *Strebens nach Entgrenzung und Bindungslosigkeit*. Sie wünschen sich nicht nur ein Leben ohne Grenzen und Bindungen, sondern streben aktiv danach, indem sie andere Bezogenheits- und Bindungsmuster entwickeln. Diese haben manchmal den Anschein von Egoismus und Narzissmus, stellen psychologisch gesehen dennoch eine andere Art der Ich-Betonung dar: ihr Ich will ganz und gar *selbstbestimmt* bezogen sein und räumt dieses Streben auch jedem anderen ein.

Die Ich-Orientierung gibt es in zwei Versionen, einer aktiven und einer passiven. Ähnlich wie beim autoritären Charakter, der entweder sadistisch Herrschaft ausüben will oder sich masochistisch unterwürfig zeigt, will der *aktive* Ich-Orientierte sich selbst und seine Umwelt, seinen Lebensstil und seine Erlebniswelt *neu erfinden* und produziert selbst entgrenzte Wirklichkeiten, Gefühle und Erlebnisse; der *passiv* Ich-Orientierte hingegen will an derart neu konstruierten Wirklichkeiten *selbstbestimmt* Anteil haben und wählt *die* Lebenswelt, *den* Lifestyle, *die* Marke und *den* Musikstil, die zu ihm *passen*.

So segensreich die Beseitigung von Grenzen mit Hilfe digitaler Technik, Vernetzungstechnik und elektronischen Medien in Wissenschaft, Forschung, beim Produzieren und Kommunizieren und vor allem bei der Bewältigung des Alltags ist, so fragwürdig wird das Entgrenzungsstreben, wenn es sich auf die eigene Persönlichkeit mit ihren emotionalen Bezogenheitskräften richtet und man das, was den Menschen auf Grund seiner psychischen Strukturbildungen innerlich bestimmt, durch eine mentale Neukonstruktion der Persönlichkeit ersetzen will.⁹

⁹ Unter Einsatz von suggestiven und Simulations-Techniken trainiert man sich dann eine neue Persönlichkeit an, erlernt Softskills und schafft sich nach eigenen Vorstellungen eine virtuelle Persönlichkeit, mit der man zum Beispiel immer freundlich sein kann, keine Aggressionen gegen andere mehr spürt, sich selbstbewusst zeigt, über alle Zweifel erhaben ist, keinen Ärger mehr spürt und immer gut drauf ist. Eben weil die gewachsene und von inneren Bezogenheits-

Dabei kommt es nämlich zu einer zunehmenden „De-Aktivierung“ jener eigenen Fähigkeiten (zu denken, zu fühlen, zu urteilen, von innen heraus aktiv zu sein usw.), die als neuronale und psychische Voraussetzungen für menschliche Kreativität, Freiheitsfähigkeit und Autonomie erkannt wurden. Beispielhaft sei hier nur die De-Aktivierung der eigenen Antriebskräfte und der emotionalen Bezogenheitskräfte kurz angesprochen (vgl. hierzu ausführlicher Funk 2011, S. 106-138).

Vieles von dem, was einen aus eigenem Antrieb aktiv sein lässt, was uns intrinsisch motiviert, belebt, interessiert, hat angesichts der mitreißenden, begeisternden und stimulierenden Effekte inszenierter und virtueller Erlebnisangebote kaum noch eine Chance, mithalten zu können, so dass die *eigenen Antriebskräfte* immer weniger praktiziert werden. In der Folge muss man oft erst „animiert“, beseelt, inspiriert und interessiert gemacht werden, um ein eigenes Interesse, eine eigene Aktivität, eine eigene Lebendigkeit spüren zu können, wenn keine quälende Langeweile aufkommen soll.

Hinsichtlich ihrer *eigenen Gefühle* befinden sich Ich-orientierte Menschen in einem Dilemma: Auf der einen Seite sind es gerade die eigenen Gefühle, die ihnen ihre Begrenztheit und ihr Gebundenheit deutlich machen, so dass sie sie hinter sich lassen möchten. Andererseits sind Gefühle etwas höchst Individuelles, Lebendiges und Belebendes und eine äußerst effektive Möglichkeit, selbstbestimmt Wirklichkeit, Kontakt und Kommunikation herzustellen und mit anderen verbunden zu sein.

Dieses Dilemma löst der ich-orientierte Charakter dadurch, dass er „voll auf ‚emotion‘ abfährt“, dabei aber meist nicht auf seine eigenen Gefühle setzt, sondern entweder *aktiv* zum Teil völlig andere Gefühle inszeniert oder simuliert oder *passiv* mit den heute auf Schritt und Tritt angebotenen Gefühlsangeboten verbunden ist – und also *mit*-fühlt, statt selbst zu fühlen.

Auf diese Weise werden vor allem negativ erlebte („weh-tuende“, schmerzliche) Gefühle anderen gegenüber, aber auch negativ erlebte Selbstge-

kräften und Gefühlen geprägte Persönlichkeit einen auch mit seinen negativen Eigenschaften und Gefühlen konfrontiert, wird sie durch eine simulierte, auf Erfolg, Genuss und Können trainierte, ersetzt. Entscheidend ist dabei, dass man tatsächlich alles Negative, Widersprüchliche, Aggressive, Zweifelhafte im eigenen Verhalten nicht mehr spürt.

fühle weitgehend ausgeblendet – also verdrängt und verleugnet. In der Folge leidet auch die Konflikt- und Kritikfähigkeit und kommt es – zum Beispiel in beruflichen Kontexten – trotz des übermächtigen Strebens nach Selbstbestimmung zu einer Art willfährigem Gehorsam gegenüber den Forderungen der „Unternehmenskultur“.

Beim ich-orientierten Sozialcharakter ist das Streben unverkennbar, die Praxis der kognitiven und emotionalen Eigenkräfte durch die Anwendung eines „gemachten“ Vermögens in Gestalt von Tools, Apps, Trainings, Ratgebern, Manualen, Inszenierungs- und Simulationstechniken zu *ersetzen* – so dass es zu einer fortschreitenden „De-Aktivierung“ des eigenen Denkens, Fühlens und Fantasierens und zu einer zunehmenden Abhängigkeit vom „gemachten“ Vermögen kommt. Genau dies ist auch die „Vision“ der Vordenker eines Lebens mit Algorithmen und Künstlicher Intelligenz. Mit ihren Big Data sind sie imstande, das eigene Denken, Urteilen, Fühlen und Wollen mit „maßgeschneiderten“ Lösungen zu ersetzen und sich neue Märkte zu erschließen (vgl. Schmidt & Cohen 2013; Zuboff 2018).

Google wirbt für seine Suchmaschine mit dem Slogan: „Jede Suche bringt Dich weiter.“ Die Fernsehwerbung zeigt eine junge Frau, die einen jungen Mann anstrahlt; eingeblendet ist der Text der Suchzeile: >wie gesteht man seine Liebe<, und in Wort und Bild wird dem Zuschauer versichert: „Jede Suche bringt Dich weiter.“ Ja, das stimmt, die Suchmaschinen sind eine fantastische Möglichkeit, augenblicklich Antworten, Hilfestellung, Fahrpläne, Rezepte – oder eben auch psychologische Ratschläge zu erhalten, wie man es am besten anstellt, jemand anderem seine Liebe oder Verliebtheit zu gestehen. Eigentlich muss ich selbst gar nichts mehr können, außer eben den Vorgaben einer Suchmaschine zu folgen. Ja, es stimmt: Jede Suche bringt mich weiter, allerdings stimmt auch, dass sie mich auch weiter weg von mir und meinen eigenen Kräften und Kompetenzen bringt, so dass ich zunehmend von fremden Kräften abhängig werde.

Gerade beim ich-orientierten Charakter lässt sich eine qualitative Veränderung des Verhältnisses von Mensch und Technik beobachten (die nicht zwangsläufig generalisierbar ist für das gegenwärtige Verhältnis von Mensch und Maschine überhaupt): Das „gemachte“ Vermögen in Gestalt von Werkzeugen, Maschinen, digitaler Technik, elektronischen Medien, Apps und Programmen

hört auf, ein Instrument zu sein, das vom Menschen gesteuert wird und dessen er sich zur besseren Bewältigung seines Lebens bedient. Vielmehr wird der Mensch zunehmend von der Technik gesteuert.

4. „Gemachtes“ Vermögen und das Verhältnis des Menschen zur Technik

Es soll an dieser Stelle genauer nachgefragt werden, was unter „gemachtem“ Vermögen im digitalen Zeitalter zu verstehen ist und zu welchen Veränderungen es im Verhältnis des Menschen zur Technik kommt.

Seit es den Menschen gibt, hat dieser erfolgreich sein eigenes menschliches Vermögen (also das Vermögen seines Körpers, seines Denkens und Fantasierens sowie seiner Gefühle) mit Hilfe von Werkzeugen zu erweitern versucht. Alle Instrumente (etwa beim Ackerbau oder beim Erlegen von Tieren) und alle Techniken (etwa bei der schriftlichen oder gedruckten Kommunikation) kann man unter dem Begriff des „gemachten Vermögens“ fassen – bis hin zu von Robotern ausgeführten Handlungen. Das gemachte Vermögen stellt eine Erweiterung des menschlichen Vermögens dar, wobei bis in die allerjüngste Zeit galt, dass das gemachte Vermögen nicht nur vom Menschen hervorgebracht wurde, sondern auch – gegebenenfalls mit Hilfe des eingebauten Programms – letztlich vom Menschen gesteuert wird.

Genau dieses aber scheint mit der Digitalisierung und den elektronischen Medien und den durch sie ermöglichten lernfähigen Maschinen, mit Künstlicher Intelligenz und mit der Steuerung durch Algorithmen nicht mehr selbstverständlich zu sein, so dass es zunehmend zwei Möglichkeiten des Umgangs mit gemachtem Vermögen gibt: Entweder steuert der Mensch weiterhin das gemachte Vermögen oder das gemachte Vermögen bekommt Subjektstatus und steuert Prozesse und Produktionsvorgänge unabhängig vom Menschen, was durchaus ein großer Vorteil sein kann, weil der Mensch um vieles fehlerhafter ist als ein algorithmisch gesteuerter Roboter.

So weit, so gut. Das psychologische Problem ist aber ein anderes. Was aber geschieht, wenn es statt um berechenbare Größen wie maschinelle Produktionsabläufe um die Steuerung von Menschen und deren Fragen und Bedürfnisse geht? Wenn es um die Steuerung von Menschen, Kultur, Bildung, Kunst und um die Steuerung von

Kreativität, Gefühlen, Konflikten, Affekten, Fantasien, Hoffnungen... geht? Oder um das Singen in Chören oder das empathische Mitfühlen mit einem anderen Menschen? Oder um das Aushalten von Widersprüchen und unterschiedlichen Meinungen? Oder um die Fähigkeit, tolerant zu sein? Oder in einer Dilemma-Situation eine ethische Entscheidung treffen zu müssen?

Die Beispiele machen deutlich, dass es nicht in erster Linie darum geht, ob der Mensch oder das gemachte Vermögen steuerndes Subjekt ist, sondern ob es um Menschen oder Dinge geht bzw., um noch genauer zu sein, ob es um berechenbare oder nicht berechenbare Größen oder Prozesse geht. Der Schluss müsste sein, bei allem, was nicht berechnet und quantifiziert werden kann, auf die Anwendung von gemachtem Vermögen in Gestalt von quantifizierenden Erkenntnisinstrumenten bis hin zu Künstlicher Intelligenz und ChatGPT zu verzichten.

Genau diese Unterscheidung findet aber nicht statt, vielmehr ist ein riesiger Streit im Gange, weil gerade die sogenannten Lebenswissenschaften, aber auch die Human- und Sozialwissenschaften auf die Quantifizierung alles Lebendigen und Sozialen setzen. Was Wissenschaft ist, definiert sich zunehmend von der Anwendung quantifizierender Methoden. Nur Berechenbares kann wissenschaftlich erforscht werden, so dass Nicht-Berechenbares kein Gegenstand von Wissenschaft ist und einfach ignoriert wird oder der Esoterik zugerechnet wird.

Die Tendenz, nur das Berechenbare als Gegenstand der Erkenntnis wissenschaftlich anzuerkennen und Aspekte des Nicht-Berechenbaren einfach zu ignorieren, begünstigt eine Entwicklung, bei der nicht mehr auf das kreative Vermögen des Menschen, Ideen und Intuitionen zu haben, zu denken, zu fühlen, zu theoretisieren und zu fantasieren gesetzt wird, sondern auf das kreative Vermögen von Algorithmen und Künstlicher Intelligenz. Sie wissen es nicht nur besser, sondern können es auch besser. Diese Überzeugung treibt auch (wie bereits angetönt) Google und Co und die Big Data Sammler an, es besser zu wissen, was ein bestimmter Mensch an Rat und Lebenshilfe braucht, welche Eigenschaften und Fähigkeiten ihn auszeichnen, was seine insgeheimen Wünsche und seine noch nicht erkannten Talente sind.

Kehren wir von hier aus zur psychologischen Frage zurück, wie sich beim ich-orientierten Charak-

ter der Umgang mit dem gemachten Vermögen auf seine Freiheitsfähigkeit auswirkt.

5. Freiheitsfähigkeit und „gemachtes“ Vermögen

Die Freiheitsfähigkeit hängt, so wurde mit Erich Fromm aufgezeigt, von der Praxis der körperlichen, seelischen und geistigen Eigenkräfte des Menschen ab. Eben weil kognitive und emotionale Kompetenzen *praktiziert* werden müssen, um wirkmächtig zu sein, führt deren zunehmende *Ersetzung* dazu, dass sie als Eigenkräfte atrophieren (wie die Muskeln eines in Gips gelegten Beines atrophieren, wenn sie nicht mehr geübt werden). Beim ich-orientierten Charakter kommt es deshalb zu einer mehr oder weniger starken *symbiotischen Abhängigkeit von der technischen Kreativität*. Nicht von ungefähr wird deshalb die kreative Technik à la Apple i-phone, i-pad, i-cloud, itunes usw. genannt, weil sie als Teil des eigenen Selbst erlebt werden sollen. Das eigene Denken, Fühlen und Handeln wird zu dem der i-Technik.

Gleichzeitig kommt es zu einem gesteigerten Bedürfnis, alles steuern und kontrollieren und über alles (selbstbestimmt) verfügen zu wollen, um die existenzielle Abhängigkeit nicht zu spüren. Die hochgepriesene Freiheit und Selbstbestimmung, die uns digitale Technik und elektronische Medien ermöglichen, entpuppt sich bei ich-orientierten Menschen nur zu oft als Versuch, sich nicht vom gemachten Vermögen abhängig zu fühlen oder gar bei dessen Fehlen oder Versagen ein Gefühl der Ohnmacht spüren zu müssen

Ein solcher Effekt beim Gebrauch „gemachten“ Vermögens in Gestalt digitaler Technik und elektronischer Medien muss sich nicht zwangsläufig einstellen, lässt sich aber gerade beim ich-orientierten Sozialcharakter vermehrt beobachten. In Wirklichkeit gibt es sehr wohl die Möglichkeit, das durch digitale Technik und elektronische Medien „gemachte“ Vermögen auch zur Stärkung der Eigenkräfte des Menschen zu nutzen und damit die Unabhängigkeit und Freiheit des Menschen zu befördern.

Voraussetzung hierfür ist allerdings, dass das „gemachte“ Vermögen die kreativen, kognitiven und emotionalen Eigenkräfte nicht zu *ersetzen* trachtet, sondern sie befördert. Ein auf neue Klangwelten programmierter Synthesizer kann dazu genutzt werden, die im Programm angelegten Effekte wirkungsvoll zu präsentieren; er kann aber auch dazu benutzt werden, eigene Ideen und Klangwelten zu entwickeln und zu befördern.

Eine Suchmaschine kann die Fähigkeit zum eigenen Denken de-aktivieren, aber auch beflügeln und befördern.

Es macht deshalb wenig Sinn, die fantastischen Möglichkeiten digitaler Technik und elektronischer Medien zu stigmatisieren oder sie nicht zu nutzen. In psychologischer Perspektive muss allerdings gefragt werden, welche Wirkung ihre Nutzung hat. Führt ihre Nutzung – wie beim ich-orientierten Sozialcharakter – dazu, dass die eigenen mentalen Kräfte entgrenzt, das heißt de-aktiviert und nicht mehr praktiziert werden, dann wird man immer abhängiger vom „gemachten“ Vermögen. Ohne Zugriff und Zugang zum gemachten Vermögen spürt man dann kaum noch eine Eigenaktivität und ist es zunehmend schwerer, mit sich und anderen noch etwas anfangen zu können.

Was es tatsächlich mit der neuen Freiheit auf sich hat, lässt sich relativ einfach herausfinden: Man muss sich nur vorstellen – oder vielleicht sogar real ausprobieren – dass man ein Wochenende ohne Elektrizität, ja auch ohne Akku-Elektrizität verbringt, so dass es kein Handy, keine Musik, kein Krimi, keine Whatsapps, kein Fernsehen, kein Video, keine E-Mails, keinen Anruf, kein Spotify, kein Internet usw. gibt. Wenn einem in einer solchen Situation nicht die große Krise beschleicht oder die Decke auf den Kopf fällt, sondern man mit sich und anderen noch etwas anfangen weiß, dann ist man wirklich frei, weil man (noch immer) aus seinen eigenen körperlichen, kognitiven, emotionalen und imaginativen Kräften zu schöpfen imstande ist. Man kann sich aktiv erleben, ohne von medialen Aktivierungs- und Erlebnisangeboten abhängig zu sein.

Das Problem, durch die Nutzung gemachten Vermögens jene Eigenkräfte zu verlieren, die Freiheit erst ermöglichen, haben wir hinsichtlich der körperlichen Eigenkräfte – sich bewegen zu können und Kraft zu haben – bereits erkannt und vielfältige Lösungen entwickelt. Wer die meiste Zeit vor dem Bildschirm sitzt und sich ansonsten vor allem transportieren lässt, merkt, dass seine Bewegungsfähigkeit und seine körperliche Kraft und Ausdauer schwinden. Also muss man joggen, Gymnastik oder Krafttraining machen oder sonstwie diese körperlichen Eigenkräfte üben und neu aktivieren.

Auch für die neuronal bedingten seelischen und geistigen Fähigkeiten des Menschen gilt, dass sie praktiziert werden müssen, um zur Verfügung zu

stehen. Allerdings ist deren Verblässen nicht so direkt spürbar wie bei den körperlichen Eigenkräften. Die heute überall und jederzeit verfügbaren Denk-, Fühl-, Fantasie- und Handlungsangebote ermöglichen sozusagen per Knopfdruck ein intensiveres Freiheitserleben als wir je durch die Praxis unserer eigenen mentalen Möglichkeiten erzeugen könnten. („Jede Suche bringt dich weiter...“)

Die Frage wird deshalb zum einen sein, wie wir überhaupt merken, dass unser eigenes Vermögen zu denken, zu fühlen, zu fantasieren, zu urteilen usw. verblasst, und zum anderen, wie die „Muckistuben“ und mentalen Praktiken aussehen müssten, um die eigenen, wenn auch bescheidenen, mentalen Kräfte zu üben.

Das Ergebnis dieser psychologischen Argumente könnte also lauten: Ich-orientierte Menschen haben sich Freiheit und Selbstbestimmung auf die Fahnen geschrieben, doch die Nutzung des heute zur Verfügung stehenden „gemachten“ Vermögens führt nur dann zu mehr Unabhängigkeit und Freiheit, wenn das „menschliche“ Vermögen im Bereich der mentalen Eigenkräfte neu entdeckt und verstärkt praktiziert wird.

Literatur

- Dornes, Martin (1993): *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen*, Frankfurt (Fischer Taschenbuch).
- Dornes, Martin (1997): *Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre*, Frankfurt (Fischer Taschenbuch).
- Dornes, Martin (2006): *Die Seele des Kindes. Entstehung und Entwicklung*, Frankfurt am Main (S. Fischer Verlag).
- Frankenberger, Rolf (2007): „Die postmoderne Gesellschaft und ihr Charakter“, in: R. Frankenberger, S. Frech und D. Grimm (Hg.), *Politische Psychologie und Politische Bildung*. Gerd Meyer zum 65. Geburtstag, Schwalbach (Wochenschau-Verlag), S. 167-187.
- Fromm, Erich: *Gesamtausgabe in zwölf Bänden* (GA), hg. von Rainer Funk, Stuttgart / München (Deutsche Verlags-Anstalt / Deutscher Taschenbuch Verlag) 1999:
- Fromm, Erich (1932a): „Über Methode und Aufgabe einer Analytischen Sozialpsychologie: Bemerkungen über Psychoanalyse und historischen Materialismus“, GA I, S. 37-57.
- Fromm, Erich (1936a): „Sozialpsychologischer Teil“, GA I, S. 139-187.
- Fromm, Erich (1941a): *Die Furcht vor der Freiheit*, in: *Gesamtausgabe in zwölf Bänden* (GA), Stuttgart / München (Deutsche Verlags-Anstalt / Deutscher Taschenbuch Verlag) Band I, S. 379-392.
- Fromm, Erich (1947a): *Psychoanalyse und Ethik. Bausteine zu einer humanistischen Charakterologie*, GA II, S. 1-157.
- Fromm, Erich (1955a): *Wege aus einer kranken Gesellschaft*, GA IV, S. 1-254.
- Fromm, Erich (1962a): *Jenseits der Illusionen. Die Bedeutung von Marx und Freud*, GA IX, S. 37-155.
- Fromm, Erich (1973a): *Anatomie der menschlichen Destruktivität*, GA VII.
- Fromm, Erich (1976a): *Haben oder Sein*, GA II, S. 269-414.
- Funk, Rainer (2005): *Ich und Wir. Psychoanalyse des postmodernen Menschen*, München (Deutscher Taschenbuch Verlag).
- Funk, Rainer (2011): *Der entgrenzte Mensch. Warum ein Leben ohne Grenzen nicht frei, sondern abhängig macht*, Gütersloh (Gütersloher Verlags-haus).
- Funk, Rainer (2011a): *Erich Fromm – Liebe zum Leben. Ein Bildbiografie*, München (dtv).
- Funk, Rainer (2018): *„Das Leben selbst ist eine Kunst“. Einführung in Leben und Werk von Erich Fromm*, Freiburg (Herder).
- Schmidt, Eric, Cohen, Jared (2013): *The New Digital Age: Reshaping the Future of People, Nations and Business*, New York (Random House); deutsch: *Die Vernetzung der Welt. Ein Blick in unsere Zukunft*, Hamburg (Rowohlt) 2014.
- Zuboff, S., 2018: *Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus*, Frankfurt (Campus).

Anschrift des Verfassers: Dr. Rainer Funk, Ursrainer Ring 24, D-72076 Tübingen
E-Mail: frommfunk@gmail.com